
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 130. Bromberg, den 7. Juni. 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

2.

Es dauerte eine geraume Weile, bis Xaver Kernbacher seine durch den Nachtmarsch und die furchtbare Anstrengung der Kletterei erschöpften Kräfte soweit wieder in der Gewalt hatte, daß er seine Lage ruhig zu übersehen vermochte. Seltsamerweise hatte aber dieser letzte Kampf um das eigene Dasein und seine fast an ein Wunder streifende Rettung die Erinnerung an das kurz vorher überstandene, an die Gemsenjagd und das Zusammentreffen mit Thomas Infanger völlig in seinem Gedächtnis verlöscht.

Jetzt war er nur der Mann, der mit den Bergen zu kämpfen gewohnt ist. Seine Lage war durchaus nicht so angenehm, wie er sie im ersten Augenblick empfunden. Dem Schneesturm hatte sich ein Gewitter zugesellt. Flammende Blitze zuckten auf und beleuchteten für Sekunden den furchtbaren Abgrund des Palügletschers, zu dem er in seiner unüberlegten Hast emporgestiegen.

In hundertfachem Echo hallte der Donner in den Winkeln und Kanten der Berge nach. Immer wieder mußte er die völlig steifen, nassen Glieder massieren, um nicht zu erstarren.

Endlich ließ das Unwetter nach, aber die Nacht blieb schwarz, und unten in den Tälern wallten die Nebel.

Xaver war hintenübergesunken. Vor dem Morgen und der Wiederkehr guten Wetters konnte er sich nicht von diesem Fleck rühren. Er mußte schlafen, schlafen, um kräftig zu werden, und er vermochte auch, seine Augen zu schließen.

Dämmerschein lag über der Landschaft, als er wieder erwachte — erwachte mit einem furchtbaren Schreck. Im Traum war ihm die Erinnerung gekommen — er hatte Thomas Infanger gesehen, hatte seinen Schrei gehört und nun — er saß aufrecht, horchte mit gespanntem Atem, — da ganz nahe — ein Stöhnen! Ein Stöhnen aus schmerzerfüllter Kehle.

Xaver faßte sich an den Kopf. Ein Mensch? Thomas Infanger? Nicht tot? Hier oben? Wahnsinn — nein — alles war ruhig. Nur eine Täuschung seiner Sinne, nichts weiter. Traum! Phantasie — Herrgott im Himmel! Da war es wieder — dieses schmerzliche Wimmern. Ganz dicht bei ihm in derselben Spalte.

Er saß da, war nicht imstande, sich zu rühren, hatte Grauen in den Augen. Das alles war ja vollkommener Wahnsinn. Hier konnte kein Mensch sein. Hier nicht an dieser entlegenen, nie von Touristen betretenen Wand. Am wenigsten aber der tote oder doch todwunde Infanger —.

Er stand auf, bebte an allen Gliedern. Jetzt hatte er es ganz deutlich gehört — diesen furchtbaren, jammervollen Schrei — höchstens drei oder vier Schritte von ihm entfernt.

Etwa doch ein Mensch? Ein verirrter Schmuggler — ein Wilderer?

Xaver tastete sich ein paar Schritte vorwärts. Es war hier eine Felsnase, die vorsprang, aber die tiefe Schurre, in der er gelegen, zog sich unter dieser Zacke weiter. War ja in Wirklichkeit auch nichts anderes als eine Rinne, ein Streifen weicheres Gestein, das die Jahrtausende von der glatten Wand abgebröckelt hatten. Ein schmaler Saum, kaum drei oder vier Schritt breit, und neben ihm, viele hundert Meter glatt abfallend, der jähe Abgrund.

Jenseits dieser Felsnase hatte sich eine kleine Ausbuchtung gebildet. Ein winziges Stück ebenen Fleckchens. Hier hatte die Natur sogar den morschen Felsboden so zermürbt, daß ein Graswuchs mitten in das Eis eine Art grüner Oase einfügte. Hier, so wenige Schritte von seinem unwirtlichen Nachtlager entfernt, hätte er viel besser geruht und doch — er stand und hatte das Gefühl, daß seine Haare sich sträubten.

Wieder drang derselbe wimmernde Schrei an sein Ohr, und nun sah er in der Ecke zusammengekrümmt ein dunkles Etwas, ein lebendes Wesen, das jetzt den Kopf hob.

Ein Tier — Xaver konnte nicht einmal erkennen, ob es eine Gemse war oder vielleicht eine Wildkatze. Der ganze Körper war fast ohne Fell, dafür aber mit schrecklichen blutenden Wunden bedeckt. Ein Kopf mit blinden Augen starrte ihm entgegen. Wie hilfesuchend vor entsetzlicher Qual!

Irgend ein unglückliches Tier, das der Zufall hierher gebracht, das von Wunden und Geschwüren entstellt war, nicht leben konnte und auch nicht zu sterben vermochte.

Was konnte er anders tun, als diese arme, wimmernde, hilflose Kreatur von ihren Schmerzen zu befreien? Er sah sich um, hob einen Stein, schloß die Augen, um nicht zu sehen, warf, zerschmetterte diesen todwunden Kopf, dann stand er still, lauschte, das Wimmern war verstummt; als er hinsah, wußte er, daß daß Tier tot war. Ein Blutfleck war neben dem zerschmetterten Kopf.

Blut! Und dieses Blut ließ die Erinnerung wieder vor ihm erwachen. Die Gemse — Thomas Infanger — hier dieses tote Tier. Hatte er ein Recht, es zu töten?

Blut! Blut!

Er lehnte an der Felswand, hatte beide Hände vor die Augen gedrückt. Mörder!

Er richtete sich auf, schüttelte den Kopf. Nicht denken, nur jetzt nicht denken! In ihm kämpfte sein junger Lebenswille mit der Stimme seines Gewissens. Er sah sich um. Der einzige Weg, wenn er diese Spalte so nennen konnte, ging über den Platz, an dem das tote Tier lag. Er konnte den Anblick nicht ertragen, wußte, daß er zusammenstürzen mußte vor Grauen, wenn sein Fuß etwa den Kadaver berührte. Mit der Spitze seines Bergstocks rührte er an den Körper. Das Tier war tot — er schob es an den Rand — es stürzte ab, schlug irgendwo auf, verschwand in der Tiefe. Wieder packte ihn das Entsetzen! So war gestern nacht Thomas Infanger, der Mensch, den er erschossen, in den Abgrund gestürzt.

Er mußte fort, mußte seine Kräfte anspannen, seine Gedanken ablenken, er fühlte, daß er sonst sich selbst in die Tiefe stürzen würde. Die Sonne war voll aufgegangen, der Nacht des Schneesturms ein herrlicher Tag gefolgt. Wunderbar lag die ganze Bergpracht des Palü vor ihm

ausgebreitet. Ganz unten, kaum noch zu erkennen, die Alp Sassal Masone, vor ihm aber Felsen und Zacken, dazwischen der glitzernde, gleißende Gletscher. Um seine Stirn wehte ein nun schon von der Sonne erwärmter leiser Wind, die Luft war klar und würzig. Sein Auge weidete sich unwillkürlich an der Pracht dieser großartigen Natur. Es war ihm, als wische ihre Schönheit sogar die bösen, schwarzen Flecken aus seiner Seele.

Xaver suchte nach einer Möglichkeit, weiterzukommen. Überall drunten lag trügerischer Neuschnee. Gefährliche Schneewächten hatten sich weit über die Abstürze vorgeschoben, drohten auch über ihm.

Langsam, nun wieder seiner Kräfte Meister, rüstete Xaver sich zum weiteren Kampf mit dem Berge. Nahm aus seinem Rucksack ein Stück Brot, trank einen Schluck Branntwein, um warm zu werden. Von beidem hatte er nur noch wenige Reste, was übriggeblieben von der gestrigen Wanderung. Er hatte ja in der Nacht noch die Diavolezza erreichen wollen.

Xaver stieg wieder hinaus an die Wand. Kletterte von Zacken zu Zacken, schob sich einen steilen Kamin aufwärts. Hundert Meter über ihm war ein sanft geneigter Hang, der von der Höhe aus, von einem Bergpfade, der von Sassal Masone hinaufleitete, verhältnismäßig leicht zugänglich war. Er kannte ihn, und wenn er es auch nie für möglich gehalten, denselben vom Abgrunde aus zu erreichen, so mußte er es doch versuchen. Gelang es ihm, dann standen ihm zwei Möglichkeiten offen: nach Sassal Masone zurück — oder nach Italien hinüber.

Der Kamin war schwer zu passieren. Er bezwang ihn, dann schritt er auf einem haarscharfen Rand weiter, einem schmalen Grat, der an die neue die letzte Wand heranleitete. Neuschnee deckte den Grat, und zu seinem Entsetzen fühlte Xaver, daß seine Knie zitterten, sein Tritt nicht mehr fest war. Zum ersten Male in seinem Leben faßte ihn Grauen vor dem Blick in die endlos erscheinende Tiefe. Er war froh, als er die Wand wieder erreichte, stand still, klammerte sich an einen kleinen Strauch, der aus einer Zacke hervorwuchs. Die letzte Wand — immer noch fünfzig Meter hinauf.

Sein Blick schweifte nach oben — hoch über ihm hing eine Schneewächte, weit, weit vorgeschoben, nur auf den Augenblick, auf den letzten Anstoß zum Absturz harrend. Plötzlich gab ein Stein unter ihm nach — unwillkürlich stieß er einen gellenden Schrei aus. Im selben Augenblick stürzte der Schnee herab, traf Xaver, dessen Fuß noch nach Halt suchte, riß ihn mit sich. Sekunden! Der Schnee, der sich nicht zu einer richtigen Lawine ausgewachsen, hatte ihn nur gestreift, er stürzte, aber er wurde nicht von der Wand fortgerissen. Trotz des jähen Sturzes verlor er die in den Augenblicken höchster Gefahr bis zum Äußersten geschärfte Geistesgegenwart des Bergsteigers nicht. Sein Auge erspähte eine Zacke. Xaver hätte sich selbst nie Rechenschaft geben können, wie es möglich gewesen. Seine Hände griffen zu, seine Füße fanden Halt, sein Körper drängte sich gegen die Wand.

Zehn Meter etwa unter der Stelle seines Absturzes stand er nun wieder mit schlotternden Gliedern. Stand auf einem ganz schmalen Sims und — sah vor sich ein breiteres Stück, eine vorspringende Nase, dachte nicht nach, schwang sich hinüber und glaubte sich gerettet. Als sein Herz sich wieder beruhigt, sah er um sich. Es war allerdings ein Vorsprung, der ihm Halt gab. Drei Meter im Quadrat mochte er messen. In der Felswand war sogar ein eiserner Haken, ein Beweis, daß schon einmal Bergsteiger hier vorbeigekommen. Ein alter, verrosteter Haken, der lange Jahre hier oben sein mußte. Denn der Pfad, der vielleicht einmal einen Aufstieg erlaubt hatte, war verschwunden, die Brocken und Zacken im Laufe der Jahre zerstört.

Kaltblütig sah Xaver sich um. Blickte hinauf, schaute über den Abhang in die grausige Tiefe. Hier war er mit seinem Können zu Ende. Von hier konnte er ohne fremde Hilfe nicht wieder fort. Vor ihm aber lag herrlich in ihrer überirdischen Schönheit, die schimmernde Gletscherwelt des Palü.

— — — — — — — — — — — —

Josepha Collina verbrachte den Tag in fiebernder Unruhe. Nie war es ihr so schwer gefallen, die kommenden Gäste zu bedienen. Immer und immer klangen ihr die furchtbaren Worte des Grenzjägers in den Ohren:

„Xaver Kernbacher hat Thomas Infanger erschossen!"

Mit erster Morgenfrühe kamen Männer herauf. Grenzjäger und Bergführer, die auf den Gletscher hinaufsteigen, um nach dem ermordeten Infanger zu suchen. Giori war nicht bei ihnen.

Es wurde Nachmittag, bis die Männer wieder zurückkamen. Gut, daß an diesem Tage auf der Alm wegen des schönen Wetters noch ein so starker Betrieb war, daß Josepha alle Hände voll zu tun hatte. Wenn immer wieder die Gedanken kommen wollten, schüttelte sie sie ab, versuchte zu lachen.

Unsinn war das! Gewiß, gewildert mochte er haben, aber — wie kam Thomas Infanger, der doch an die Grenze wollte, dort hinauf? Die Mütze? Was sagte die Mütze? Unsinn — der Giori hatte Gespenster gesehen.

Endlich kamen die Männer. Unwillkürlich atmete Josepha auf. Sie trugen die mitgenommene Bahre über der Schulter — hatten also keinen Toten geborgen.

Dann saßen sie auf der Alm, waren erschöpft, tranken etwas, um sich zu erfrischen, und Josepha stand in der Nähe, machte sich zu schaffen und horchte auf ihre Gespräche.

„Abgestürzt ist der Infanger, nachdem er den Schuß erhalten."

„Ist auf der halben Wand liegen geblieben — da, wo wir ein Taschentuch fanden, das ihm aus der Uniform gefallen."

„Und dann weiter gestürzt in die Gletscherspalte."

„Vor dem nächsten Sommer findet den niemand. Vielleicht erst nach Jahren, wenn der Gletscher sich so weit vorschiebt, daß er ihn freigibt."

Der Kommissar war jetzt von der Alp Grüm heraufgekommen und man überfiel ihn mit Fragen.

„Haben Sie den Mordbuben schon?"

„Josephas Herz zuckte zusammen.

„Hat sich in die Berge geflüchtet. Ist vielleicht in der Nacht im Schneesturm verunglückt."

„Oder hat sich selbst dem Richter entzogen."

„Schade wär's. Sind schon viele Zeugen beieinander, die bezeugen, daß er den Infanger gehaßt hat, daß er schon lange den Mordplan mit sich herumtrug."

Das Mädchen hätte aufschreien mögen in seiner Qual.

„Es ist auf alle Hütten Nachricht gegeben, aber er ist nirgends gefunden."

Endlich stiegen die Männer zusammen nach Alp Grüm hinunter. Nun war Josepha allein in ihrer unendlichen Angst.

„Nein! Nein! Er ist kein Mörder! Er hat es nicht getan! Nicht! Nicht!"

Sie ertappte sich dabei, daß sie in ihrer Einsamkeit laut schrie und erschrak vor ihrer eigenen Stimme.

Die Nacht kam. Diesmal eine helle, klare Nacht. Josepha dachte nicht daran, sich schlafen zu legen, stand an der Brüstung, starrte zum Palü empor. Nie war es ihr so klar gewesen, wie sie ihn liebte, den braven, den guten, treuen, starken Xaver. Ihn, ihn wollten diese Menschen zum Mörder machen? Zum überlegten Mörder?

Jähzornig war er. Stieß wohl ein hartes Wort aus, und wenn er eine Gams sah — was lag an der Gams! Nein — nein! Wenn er nur käme, er mußte ja wissen, was geschehen! Der Xaver log nicht! Er nicht!

Josepha hatte ein sehr gutes Fernglas auf der Alp. Damit sie es den Touristen ausleihen konnte, wenn es ihnen Spaß machte, eine Kolonne zu verfolgen, die über den Gletscher stieg. Nun hielt sie es selbst in der Hand und suchte immer und immer wieder den Berg ab.

Kam denn nicht einer herab? Einer von den beiden? Der Infanger, an dessen Tod sie nicht glaubte, oder der Xaver?

— — — — — — — — — — — —

Xaver Kernbacher hockte oben und litt Qualen. Ohne menschliche Hilfe war er verloren. Nun, da er nichts hatte, seine Gedanken abzulenken, trat alles vor seine Seele.

Was stand ihm bevor? Er hatte den Infanger erschossen. Wenn man ihn rettete, wenn er wirklich Hilfe herbeirufen konnte — man brachte ihn ins Gefängnis. Wilderei? War nicht schlimm, nicht einmal ehrenrührig für einen Sohn der Berge. Ein paar Wochen Strafe. Aber — Josepha? Er hatte sein Wort gebrochen — Schuft, der er war. Jetzt

handelte es sich nicht um ihn, sondern um den Mann, den er getötet. Gemordet? Nein! Gemordet nicht. — Er hatte es nicht gewollt, ganz gewiß nicht. Ein Zufall! Wer würde ihm glauben? Niemand! Niemand, denn der einzige, der es wußte, lag ja tot im Abgrund. — Als Mörder vor Gericht?

Ein Entschluß war in ihm. Lieber verschwinden! Ein Ende machen, ein einziger Sprung! Bergsteigers Tod. — Immer dort unten ruhen in dem großen Grab des ewigen Eises.

Er stand dicht am Abgrund, aber — er hatte große, geweitete Augen.

Xaver Kernbacher war fromm, wie sie es alle sind in den Bergen. Hatte ihn nicht in dieser Nacht immer wieder eine unsichtbare Hand bewahrt? Seinen Fuß geleitet bei dem furchtbaren Sprung? Jetzt, zuletzt bei dem entsetzlichen Absturz? Warum hatte ihn der Zorn des Himmels nicht zerschmettert? Durfte er selbst ein Ende machen, wenn das Geschick, wenn die Hand Gottes ihn und sein Leben bewahrte?

War es nicht das stumme Geständnis eines Mordes, wenn er verschwand? Schon seine Flucht war Feigheit. Durfte er seiner alten Mutter, durfte er Josepha das antun, daß er als Mörder galt?

Nein! Er hatte nicht gemordet. Es war seine Pflicht, zu leben, hinzutreten vor seine Richter, ihnen frei in das Auge zu sehen.

„Ja, es ist über mich gekommen, und ich habe den Gemsbock geschossen.

Straft mich dafür! Ja, ich habe den Jnfanger getroffen, aber ich wollte es nicht! Ich wußte ja gar nicht, daß er da war! Es war ein unglücklicher Zufall, und mich trifft keine Schuld. Deshalb dürft ihr mich nicht strafen, dürft mich nicht Mörder nennen."

Sein Entschluß war gefaßt. Sein Herz ruhig. So mußte es sein. Mochte jetzt der Himmel entscheiden.

Es war Abend geworden, bis Xaver Kernbacher sich durchgerungen hatte zu diesem Entschluß, nun aber war es ganz still in ihm. Nein, der Himmel, der ihn in diesen Stunden so sichtbar behütet, der Himmel wußte, daß seine Hand rein war von Mord!

(Fortsetzung folgt.)

Kleiner Streit im Frühling.

Humoreske von **Friedrich Rasche.**

Daß Sie genau denselben Antonius Griese kennen, den ich kenne und im folgenden meine, möchte ich bezweifeln. Aber das tut auch nichts zur Sache, irgend einen anderen Grund kennen Sie bestimmt. Denn Griese gehört zu jenen Leuten, die ausgerechnet im Frühling der graue Weltschmerz packt. Seltsam verquere Naturen sind das. Wenn auf den Zierwiesen dottergelb die ersten Krokusse lachen, möchten diese Weltschmerzler vor Unmut weinen. Wenn die ersten Anemonen im Frühlingswind wehen, hören die Grieses nur das vorjährige Buchenlaub rascheln und fühlen sich auf Vergänglichkeit gestimmt. Und die Sonne mag noch so siegessicher scheinen, sie stecken sich nun gerade den Regenschirm in die Faust. Ja, dieses ganze überschwengliche Neu- und Jungwerden der Erde — sie nehmen es geradezu als eine boshafte Anspielung auf ihr eigenes Älterwerden. So einer ist Antonius Griese. Dabei hat er kaum die Fünfzig überschritten, ist bis auf ein halbes Dutzend eingebildeter Krankheiten kerngesund und außerdem pensionsberechtigt. Der Himmel hat es also gut mit ihm gemeint, aber Griese neigt nicht zu Dankbarkeit.

Da ist Eduard Kranzler ein anderer Kerl. Wiewohl zehn Jahre älter als Griese, hat er die Lebenslust ebensowenig verloren wie den graugesträhnten, lustig-struppigen Haarschopf. „Ich weiß nicht, was die Sauertöpfe wollen", pflegt er zu sagen, „mir bekommt das Altern recht gut. Und an den dunklen Schlußpunkt, auf den wir nun einmal zuwandern, darf man eben nicht immer denken. Gibt genug anderes zu sorgen!" — So einer ist Kanzler.

An einem bildschönen Frühlingsnachmittag geht Griese im Stadtpark spazieren. Nach längerem Überlegen hat er sich doch zu dem leichteren Mantel entschlossen, sich aber zum Ausgleich mit dem Schirm bewaffnet. Den Hut in die Stirn gedrückt, mit schiefen Schultern schlurft er dahin und hängt unguten Gedanken nach. „Nun ist es wahrhaftig wieder Frühling", denkt er. „Liegt denn die letzte Weihnachtsgans wirklich schon über ein Vierteljahr zurück? Frühling — wie oft schon und wie oft noch? Frühling — naja, was ist denn weiter dran? Gewohnheitssache! Und man wird doch nur älter dabei, nichts als älter." Griese stößt seinen Gewohnheitsseufzer von sich und findet, daß die Vögel sich reichlich laut benehmen . . .

Zur selben Stunde ist auch Kranzler unterwegs. Ohne Mantel natürlich, den Hut ein wenig ins Genick geschoben, zwei Gänseblümchen im Knopfloch und stockschwenkend zieht er seine Bahn. Er denkt keine besonderen Gedanken, summt nur ein Lied vom Mai und den ausschlagenden Bäumen.

Griese und Kranzler kennen einander — sogar ziemlich gut und mögen einander darum nicht besonders gern. Aber das ist kein Grund, um bei einer Begegnung grußlos vorbei zu stelzen.

Sie stoßen also zusammen, bleiben stehen, und Kranzler beginnt: „Hallo, Griese, alter Regenwurm — Frühling ahoi! Bißchen den Mantel auslüften — das ist recht. Aber Ihr Regenschirm wird sich trotzdem nicht begrünen, dieses unfruchtbare Gestänge."

„Es wird nämlich regnen, Kranzler", sagt Griese, „da — hören Sie: Eben hat der Fink wieder Regen gezogen!"

„Griese" sagt Kranzler nachsichtig, „Sie dürfen nicht gerade einem alten Wald- und Wiesenläufer mit Ihren Vogelkenntnissen imponieren wollen. Was da eben pfiff, war ein Star, und wonach Sie schielen ist eine Kohlmeise, Sie kleiner Bengt Berg."

„Bitte — von mir aus", knurrt Griese, „Sie wissen ja doch alles besser."

Kranzler lenkt gutmütig ein. „Ist ja eigentlich nicht so wichtig, daß man weiß, wer da pfeift und zwitschert, ein Labsal ist's dem Ohr auf alle Fälle. Und diese nagelneue Pracht ringsum! Und fühlen, wie in einem selber noch die Kräfte sich regen! Griese — das fühlen Sie hoffentlich auch?"

Griese blinzelt Kranzler unsicher ins Gesicht. „Sie mit Ihren zweideutigen Redensarten! Ich fühle nur, daß mir die Galle ins Blut steigt und der Kalk in die Adern und daß sich in meinem Knie die Gicht regt. Muß morgen doch wieder mal zum Arzt gehen."

„Gibt es eigentlich einen, der immer genau die Krankheiten findet, die Sie sich gerade wünschen?"

„Daß Sie gemütsroh sind, ist mir ja nicht neu", sagt Griese und dämpft mühsam seine Wut. „Also ich wünsche mir die Krankheiten! Entschieden eine interessante Auffassung! Vielleicht wollen Sie gar noch sagen, ich fühle mich erst wohl, wenn ich krank bin."

„Fahren Sie fort, Griese!" sagt Kranzler grausam überlegen. „Sie sind auf dem besten Wege zur Erkenntnis und zum Gesundwerden."

„Wollen Sie damit etwa — —?" Vor Empörung schnaufend hält Griese ein, denn er hat die neue Bosheit Kranzlers nun doch schon begriffen und ist entschlossen, den Disput endgültig abzubrechen. „Ach was, ist ja sinnlos, sich mit Ihnen zu unterhalten. Schade um die schöne Zeit!" Er packt den Regenschirm fester und schreitet davon.

„Schade um den schönen Frühling, den Sie sich vermiesen", sagt Kranzler und hält gelassen mit Griese Schritt.

„Bleiben Sie mir endlich mit ihrem Frühling vom Halse!" faucht Griese. „Kontrollieren Sie meinetwegen, ob alle Vögel schon wieder da sind, zählen Sie die Veilchen, die im Verborgenen blühen, stecken Sie sich einen Magnolienstrauch an den Hut! Aber mich lassen Sie gefälligst in Ruhe mit Ihren Poesien! Ist doch jedes Jahr derselbe Zauber. Wozu also die ganze Aufregung? Läppisch, wenn leidlich Erwachsene wie Sie über Gänseblümchen in Verzückung geraten!"

Inzwischen sind die beiden an jenen Schmuckplatz gekommen, in dessen Mitte eine Bronzeplastik von Professor Neungroschen steht. Da sitzt eine zarte Frauengestalt auf einem stämmigen Einhorn, das gerade im Sprung begriffen, seinem unseligen Sockel entrinnen zu wollen scheint.

„Ja ja, Griese, der alte Zauber", sagt Kranzler. „Und ich gäbe etwas darum, wenn ich just jetzt selber zaubern könnte. Dann murmelte ich einen Spruch über die Bronze da, daß sie lebendig würde, winkte die junge Dame samt ihrem Reittier zu ihm heran, packte den alten vermiekerten Griese im Genick, setzte ihn hinter das lieblich lächelnde Mädchen, gäbe dem Fabeltier einen Klaps auf das Hinterteil — und dann mit Volldampf in die Büsche! Sie würden den Hut verlieren, der nächste Strauch schon griffe sich Ihren Regenschirm, und vor lauter Schreck und mangelndem Gleichgewicht würden Sie selbst mit beiden Händen nach den zarten Schultern Ihrer Mitreiterin greifen. Junge, Junge — und wenn dann **der** Ritt in den Frühling Sie nicht kurierte, könnten Sie sich anschließend begraben lassen . . . Servus, Griese!" Kranzler haut dem Verdutzten die Hand auf die Schulter, dreht sich um und geht mit langen Schritten davon.

„Sie können mich", ruft Griese ihm nach, „auch mit Ihrem Zauberstückchen nicht bekehren, Sie alberner Märchenerzähler, Sie — —" Dann wirft er einen schnellen Blick auf die Bronzedame, schmunzelt — ein wenig säuerlich — aber immerhin, er schmunzelt. Und als er weitergeht, schwenkt er ein bißchen, wie versuchsweise, seinen Regenschirm.

Frauen im Boot.

Von Diplomsportlehrer M. H. Ehlert.

Wie schnell wir doch vergessen! — Frauen im Boot, das gab es vor zwanzig Jahren noch nicht oder nur ganz heimlich. Und dann von oben bis unten zugeknöpft, mit Bluse und langem Rock. 1919 erst wurde der Deutsche Damen-Ruder-Verband begründet, und seit dieser Zeit hat das Frauenrudern einen gewaltigen Aufschwung genommen. — Heute ist es eine Selbstverständlichkeit.

Rudern ist eine der schönsten und gesündesten Leibesübungen für die Frau. Das wird niemand mehr bestreiten, der es nur einmal selbst versucht hat. Es ist eine Sportart, die alle Muskelgruppen gleichmäßig beansprucht. Damit entgeht man der Gefahr einseitiger, ästhetisch niemals schöner Entwicklung. Und daß gerade die Bauchmuskeln stärker beansprucht und demzufolge stärker entwickelt werden, ist in diesem Falle als Vorteil zu buchen, wenn man bedenkt, welche wichtigen Funktionen diese Muskeln einmal verrichten sollen.

Es ist nicht gleichgültig, wo wir Sport treiben und welche Luft uns umgibt. Man weiß heute, daß die Luft knapp über dem Wasser am staub- und bakterienfreiesten ist. Hinzu kommt die hier durch Reflexion erhöhte Wirkung der Sonnenstrahlen, wofür bekanntlich das Braunwerden ein leuchtender Beweis ist. Rechnen wir zu den angeführten Vorteilen des Ruderns als Bewegung die Summe der Freude hinzu, die das Gleiten im Boot mit einer Schar Gleichgesinnter mit sich bringt, so muß man neben dem Schwimmen, als der gesündesten und billigsten Sportart überhaupt, das Rudern als die Leibesübung für die Frau bezeichnen. Und wieviel besser lernt man auf solch einer Fahrt den Menschen kennen, als auf nichtssagenden Gesellschaften, wo das Kleid spricht und die Seele schweigt.

Soll nun die Frau riemen oder skullen? Soll sie Wander-, Stil- oder Rennrudern betreiben? — Die erste Frage ist für die Frau gelöst. Sie ist für das Skullen entschieden worden. Aus mehreren Gründen. Das Skullboot vermittelt höhere Beweglichkeit, feineres Gefühl für die Arbeit und größere Gewandtheit. Hinzu kommt, daß es schneller als ein Riemenboot ist, was bei längeren Strecken immerhin von Nutzen ist. Und da beide Arme und Schultern gleichmäßig beansprucht werden, der Oberkörper sich viel natürlicher bewegen kann, so ermüdet man beim Skullen auch weniger als beim Riemenrudern. Selbst die Ärzte raten zum Skullen. So meint der Sportarzt Dr. Patschkowski: „In einigen Fällen beobachtete ich als Folge des Riemenruderns seitliche Verkrümmungen der Wirbelsäule, und zwar so stark, daß ich in jedem Falle sagen konnte, auf welcher Seite des Bootes der Betreffende gesessen hatte." — Die Gefahr kam von der „herrlichen" Seite, weil ihnen als Krone des Ruderns der Riemenachter gilt. Und weil die Frauen das Rudern von den Männern übernommen haben, so haben sie in der ersten Zeit sich auch bezüglich der Boote und der Technik von Männern beraten lassen. Und aus noch einem Grunde sollten Frauen skullen. Der Charakter der deutschen Landschaft fordert geradezu zum Wanderrudern heraus. Es gibt kein zweites Land mit so schönen Seen und so vielen untereinander verbundenen Flüssen, wie Deutschland sie hat.

Und Wanderrudern soll die Frau nur in Skullbooten betreiben. Und damit kommen wir zur Frage des Rennruderns für Frauen. Das ist Anschauungssache. Gegen ein Rudern im Rennboot aus Vergnügen heraus wird niemand etwas haben. Dies leichte Boot wird für den Stil viel Nutzen stiften können.

Ob die Frau diesen Sport aber auch als Kampf ausüben soll, darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig. Das ist Geschmacksache, wie vieles im Leben. Und über den Geschmack läßt sich bekanntlich streiten!



Bunte Chronik



Ein pfingstlicher Sängerkrieg.

Ein eigenartiger Pfingstbrauch hat sich noch in einigen Orten des Harzes wie Benneckenstein, Thale und Hohegeiß erhalten. Hier bestehen seit alters sogenannte „Finkenklubs", deren Mitglieder die Sangeskunst der Finken bewußt auszubilden trachten. Am Abend des zweiten Pfingsttages versammeln sich alle mit ihren gefiederten Sängern, ein großer Sangeswettstreit wird veranstaltet. Den Käfig des besten Sängers ziert man mit einem Kranz, worauf ein geselliges Zusammensein, bei dem alte Volkslieder des Harzes gesungen werden, den Abend beschließt.

*

Unhöfliche Wissenschaft.

Nicht nur in Deutschland kämpft man gegen den übergroßen Lärm. Eine Gerichtsverhandlung, die kürzlich in Detroit stattfand, zeigt, daß man in Amerika denselben Bestrebungen huldigt. Und noch aus einem anderen Grunde ist jene Verhandlung bemerkenswert. Da war nämlich eine Maschinengießerei auf Einstellung der angeblich übermäßigen Betriebsgeräusche verklagt worden. Man hatte einen Physikprofessor damit beauftragt, ein Sachverständigengutachten abzugeben. Und der Gelehrte war denn mit seinem Geräuschmeßinstrument auch recht gründlich zu Werke gegangen. Nach seinen Feststellungen war es keineswegs so schlimm mit dem Lärm der Beklagten. Am schlimmsten sei — so behauptete dieser Mann — der Lärm, den eine Damengesellschaft hervorruft. Dieser Schall habe eine fünfzigmal größere Gewalt, als ein vorüberfahrender Kraftwagen ihn verursachen könne, und sei auch noch vierzigmal lauter als die Geräusche in der Maschinenfabrik. Die Entrüstung der Amerikanerinnen über diesen ungalanten Forscher ist begreiflich.



Lustige Ecke



Zurechtgewiesen.

„Hier sehen Sie das größte Weltwunder, meine Damen und Herren, Elvira, die Bezaubernde. Barnum hatte keine größere Attraktion. Elvira war sieben Jahre verheiratet und hatte ihrem Manne niemals widersprochen."

Da regt sich Elvira: „Daß du immer gleich übertreiben mußt, Johannes", sagt sie.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg.